

GREEN NEW DEAL

LIFESTYLE AUS DER TRAUMWÄSCHEREI

JAN SUTER. UNTER DEM NAMEN GREEN NEW DEAL WIRD SEIT EINIGEN JAHREN EIN WUNDERMITTEL ANGEPIESEN, DAS AUF EINEN SCHLAG UNSERE UMWELTPROBLEME LÖSEN, GLEICHZEITIG DIE WIRTSCHAFT ANKURBELN UND ARBEITSPLÄTZE SCHAFFEN SOLL, ALLES BEI GLEICHBLEIBENDER LEBENSQUALITÄT. DAS KONZEPT HAT SEINEN NAMEN VON ROOSEVELTS NEW DEAL, EINEM WIRTSCHAFTSPROGRAMM, MIT DEM DIESE US-PRÄSIDENT SEIN LAND AUS DER WIRTSCHAFTSKRISE DER DREISSIGERJAHRE MANÖVRIERTE. ES BASIERTE AUF INDUSTRIALISIERUNG UND GROSSEN ÖFFENTLICHEN BAU-VORHABEN ZWECKS ANKURBELUNG DES WIRTSCHAFTSWACHSTUMS. DER GREEN NEW DEAL IST DAVON NICHT SO WEIT ENTFERNT, UND DAS SOLLTE ZU DENKEN GEBEN.

Das Perpetuum mobile oder: grünes Wirtschaftswachstum

Der Green New Deal (GND) postuliert einen ökologischen Umbau der Wirtschaft bei gleichbleibender Wirtschaftsleistung durch Verlagerung der bisherigen «schmutzigen» Technologien auf Solar- und andere erneuerbare Energien. Dadurch sollen Arbeitsplätze geschaffen und die globale Güterproduktion auf eine neue Basis gestellt werden, alles mit den Mitteln des Marktes und des freien Handels. Anreize wie der Handel mit CO₂-Emissionszertifikaten (also Luftverschmutzungsrechten), die Umlagerung des Güterverkehrs auf die Schiene und vor allem die Steigerung der Energieeffizienz sollen unsere Wirtschaft und uns als konsumierende und produzierende Subjekte in ein neues Zeitalter führen, wo wirtschaftlicher Fortschritt nicht mehr gleichbedeutend mit Ressourcenverschleuderung, Abfallbergen, Klimaerwärmung und dergleichen ist; dabei geht man davon aus, dass in den sauberen Produktionsstätten der Zukunft automatisch auch die Arbeitsbedingungen besser sind als in den kohlebefeuerten Billiglohnfabriken der gegenwärtigen Weltwirtschaft. Das klingt gut, und der GND ist schon in seine Umsetzungsphase eingetreten, gefördert auch von den Führungspersonlichkeiten der Welt, die an internationalen Konferenzen den Schulterschluss im Kampf gegen die Klimaerwärmung üben, auch wenn dann halt nicht alle mitmachen, etwa die USA, die sich gegen jede verbindliche Regelung von Ressourcenverbrauch und Schadstoffemissionen sperren.

Green New Deal und grüner Lifestyle

Trotzdem ist der GND auch schon sichtbar- und umsetzbar in unserem Alltag angekommen in Gestalt von Sparlampen, CO₂-Kompensationen, Solarstrom, doch

das Ergebnis stimmt nicht hoffnungsvoll: Der CO₂-Ausstoss steigt weiter; Effizienzsteigerungen, zum Beispiel beim Energieverbrauch von Autos, werden durch deren steigende Anzahl, höheres Gewicht und immer mehr Schnickschnack wie elektrische Fensterheber und vor allem Klimaanlage längst aufgefressen; die Klimaerwärmung geht weiter, worauf WachstumskritikerInnen seit Jahren hinweisen. Die Mär von der technischen Lösbarkeit der Klima- und aller anderen Umweltprobleme entlarvt sich sichtbar immer dann, wenn die jährlichen Energieverbrauchsstatistiken veröffentlicht werden und wieder mal ein Klimagipfel stattfindet. Dann reisen Heerscharen von JournalistInnen, PolitikerInnen und NGO-VertreterInnen im Flugzeug an und wohnen in klimatisierten Luxushotels, während sie im Konferenzsaal die Welt für uns retten und globale Konzepte entwickeln, die nicht umgesetzt werden, was beim nächsten Gipfel zerknirscht festgestellt wird. Die Folge sind meist noch mehr technische Lösungsansätze und moralische Appelle an die Normalbürger, die die Wirtschaft am Laufen halten sollen, aber bitte umweltfreundlich.

Der als Umweltschutz getarnte Lifestyle zielt auf uns als KonsumentInnen, das wird spätestens dann klar, wenn Mainstream-Medien plötzlich im grünen Kleid daherkommen, dicke Sondernummern zum nachhaltigen Lebensstil bringen, wo BundesrätInnen und andere Prominente zu ihrem Umweltverhalten befragt werden, Initiativen zur Rettung des Regenwaldes mit Spendenauftrag vorgestellt werden und die neue Mobilität beschworen wird, die sicher, sauber und umweltschonend ist. Dazu werden uns Vorbilder wie Al Gore präsentiert oder Leute, die in Solarbooten den Atlantik überqueren.

Schaut man sich das alles ein wenig nüchtern an (statt berauscht von den neuen «Bio»-Treibstoffen, die aus Nahrung Benzin machen), stellt sich Unbehagen ein: das scheint alter Wein in neuen Schläuchen. Der Pferdefuss des GND zeigt sich schon beim Blick auf den Lebensstil seiner Propheten, zum Beispiel Al Gores, der um die Welt jettet, um sie zu retten, doch auch die genannten AktivistInnen mit den Solarbooten haben schliesslich für den Rückweg das Flugzeug genommen. Es scheint schwierig zu sein, den Weltuntergangsszenarien und moralischen Appellen im Rahmen des Green New Deal auch wirksame Taten folgen zu lassen. Das Prinzip bleibt «immer mehr, einfach ein wenig anders» und bietet letztlich keinen Ausweg aus der Spirale von mehr Ressourcenverbrauch und mehr CO₂-Ausstoss, Müll und Verschmutzung. Klar umweltfeindliche Ideen wie die diskutierte Herabsetzung des Mindestalters für AutolenkerInnen auf 16 Jahre sind hierfür ein deutliches Indiz.

Die Alltagspraxis: Klima retten mit EasyJet!

Die Widersprüchlichkeit und letztlich auch Wirkungslosigkeit technischer Lösungsansätze zeigt sich sehr deutlich an einem Lieblingskonzept des Green New Deal im Alltagsbereich, den CO₂-Kompensationen. Findige Tüftler haben marktwirtschaftliche Instrumente entwickelt, mit denen sich angeblich der CO₂-Ausstoss, den der zunehmende Flugverkehr erzeugt, kompensieren lässt. Das System funktioniert so, dass man als Fluggast die «Kosten» seines während der Reise vom Flugzeug emittierten CO₂ einzahlt und die entsprechende Mittelfirma das Geld in Klimaschutzprojekte im In- oder Ausland fliessen lässt. Am konkreten Beispiel: Für den Flug Basel-Berlin retour zahlt man zwölf Schweizer Franken an eine Firma namens MyClimate und hat damit sein CO₂ «kompensiert». Das Geld wandert zum Beispiel in ein Projekt in Madagaskar «zur Produktion und Verteilung von Solarkochern». Damit wird das während des Berlin-Fluges ausgestossene CO₂ nun angeblich kompensiert, vor allem aber das schlechte Gewissen der umweltbewussten Fluggäste: Die Madegassen kochen für uns solar, damit wir weiterhin zum Shopping fliegen können.

Die neue Mobilität: E-Bikes oder Bei mir kommt der Strom aus der Steckdose

Ein anderes Alltagsphänomen, an dem sich die verquere Logik des GND gut zeigen lässt, sind die E-Bikes, also Velos mit Elektromotor, die im Zweiradmarkt Schweiz der Verkaufsschlager sind und häufig als Ikonen einer neuen Mobilität dargestellt werden. Nun, zunächst sind die schnittigen Flitzer in erster Linie ein hübsches Freizeitgerät, denn man wird darauf, wenn es regnet, genauso nass wie auf einem Velo. Wie viele E-Bike-FahrerInnen kennen Sie, die ihr Auto definitiv für so ein Atomstromtöffli ausser Verkehr gesetzt haben? Ich kenne nur die, die ihr Velo durch sowas ersetzt haben und damit mehr Strom verbrauchen als zuvor. Trotzdem wird der Kauf eines E-Bike vom Staat in vielen Kantonen subventioniert, völlig unabhängig davon, ob man sich so ein Ding anstelle eines Velos, eines Autos oder eines Motorrads zulegt: pure Symbolpolitik.

Urban Agriculture oder das symbolische Stadtrüebli

Auch viele, die über den Green New Deal hinausgehen wollen, gehen dem zugrunde liegenden Konzept «grüner Lifestyl ohne tatsächliche Verhaltensänderung» ein bisschen auf den Leim, selbst mit gut gemeinten Projekten, die tatsächlich persönliche Aktivität (oder ist es vielleicht nur symbolischer Aktivismus?) postulieren. Eines der neuen Phänomene in diesem Zusammenhang ist die *Urban Agriculture*, Landwirtschaft im städtischen Raum durch Kleingruppen von Hobby-Bäuerinnen und -Bauern als Beitrag zur lokalen Ernährungssicherung. In Basel ist bereits eine entsprechende Initiative entstanden und die Vereinsgründung wird als erster Erfolg vermeldet. Eine Bar hat auch schon angefangen, in SBB-Palettrahmen Kräuter für ihre Cocktails anzupflanzen, für Gemüse sind die Flächen in der Stadt leider meist zu klein. Es passt ins Bild, dass auf der Website des Vereins die Vorzüge der *Urban Agriculture*, nämlich lokale Verankerung und CO₂-schonende Produktion, von jemandem vorgestellt werden, die als Wohnorte Toronto und Basel angibt! Aktivismus in allen Ehren! Aber solche Sachen sind eben auch Teil des GND und nichts anderes als gesellschaftlich grade angesagte Hobbies bzw. «symbolisch», wie ExponentInnen solcher Projekte selbst gern betonen, was nichts anderes heisst als: ohne konkrete Auswirkungen in grösserem Zusammenhang. Um beim konkreten Beispiel zu bleiben: *Urban Agriculture* wird in Basel seit vielen Jahren gemacht, und zwar in den Familiengärten, bar jedes «grünen» Images. Es sind meine NachbarInnen im Quartier, die dort reales Gemüse anbauen, Setzlinge tauschen, soziale Ökonomie praktizieren, ganz ohne Aufhebens darum zu machen.

Footprint: mea culpa

Wie viel Verhaltensänderung denn im Alltag tatsächlich notwendig wäre, damit sich die lokale und globale Umweltsituation verbessern würden, lässt sich an den eigenen Auswirkungen auf die Umwelt ablesen, dem ökologischen Fussabdruck oder «Footprint», der zeigt, wie viele Ressourcen jedeR einzelne bei seinem gegenwärtigen Lebensstil verbraucht. Dies wird ausgedrückt durch die Anzahl Planeten, die man zur Verfügung haben müsste, um so weiterleben zu können wie bisher. Doch auch dieses scheinbar neutrale Messinstrument lässt eine klare Prägung durch unser Konsummodell erkennen.

Der WWF hat eine Website eingerichtet, auf der man seinen persönlichen Fussabdruck berechnen kann, und die Probe aufs Exempel stimmt nachdenklich. So kommt zum Beispiel unserer gewesener Umweltminister Moritz Leuenberger auf einen Fussabdruck von 2,8 Planeten, die nötig sind, um seinen Lebensstil zu gewährleisten, und hat dabei wohl seine Dienstreisen, Helikopterflüge und Autofahrten im Amt nicht mitgerechnet; andere Promis mit grünem Image, wie etwa ein ehemaliger Mister Schweiz / Biobauer, kommen immer noch auf immerhin 2,0 – 2,3 Planeten. Ich mache den Selbstversuch und komme auf niederschmetternde 1,6 Planeten, trotz meines ziemlich bescheidenen Lebensstils. Der WWF behauptet, man könne auf ein Ergebnis von 1,1 Planeten kommen, wobei die Rechengrundlagen nicht offengelegt werden, aber klar ist, dass das nur als ausschliesslich velofahrender Veganer mit Wohnfläche unter 10 m² und ohne jede Reisetätigkeit und Elektrogeräte geht. Das ist etwas deprimierend, denn das heisst, dass man nur als Heiliger das Klima retten kann. Green New Deal und bewusster Öko-Konsum genügen also nicht. Der WWF verweist auf Anfrage darauf, dass der Zugang eben «eher spielerisch» sei. Das «eher spielerisch» ist vor allem ein Spiel mit technischen Gadgets, die zum neuen grünen Lifestyle gehören: Da ist viel die Rede von Solarstrom und Energiesparlampen, aber man wird nie gefragt, wie viele Glühbirnen man einsetzt oder wie viel Strom man denn verbraucht. Dafür sind einige Fragen des Footprint-Rechners eindeutig diskriminierend bzw. auf die Einfamilienhäuschen bewohnende Mittelklasse zugeschnitten: So wird zum Beispiel gefragt, ob man in einem Mehrfamilienhaus mit Baujahr vor 1980 wohnt (schlecht!) oder seine Boilerterperatur auf tiefere Werte einstellen wird oder Solaranlagen installiert – welcheR MieterIn kann das schon selbst entscheiden? Man wird den Verdacht nicht los, dass es hier ums Erzeugen von ein bisschen schlech-

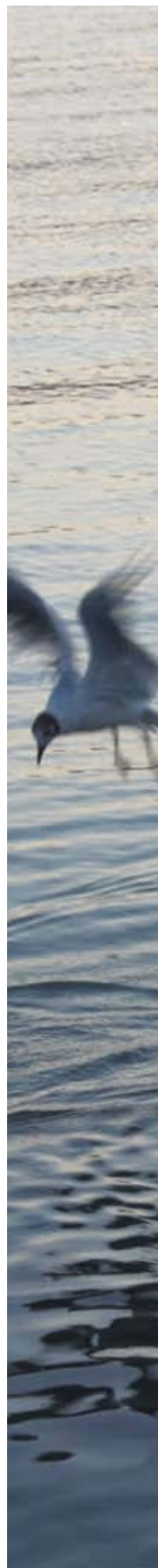
tem Gewissen geht, das durch gehobenen grünen Konsum wettgemacht werden soll. Dazu passt, dass die Verbündeten des WWF im Kampf für ein besseres Klima, die sogenannte *Climate Alliance*, eher Mitschuldige an der Konsumspirale sind, die die ganze Klimamiserie ja erzeugt, und sich auf der Website durch Geldspenden und schöne Absichtserklärungen reinwaschen. Oder hätten Sie Sony, Ikea und Coca Cola spontan als Vorkämpfer für die Bewahrung unserer Lebensgrundlagen identifiziert?

Es geht nicht um Schuld, sondern um Verantwortung

Der GND ist, wie so vieles, in erster Linie ein Marketing-Projekt für eine Aufrechterhaltung unseres keineswegs ressourcenschonenden Lebensstils, was durch Betonung von grünem Konsum nur kaschiert wird und auch nicht wettgemacht wird durch Hobbies wie Gemüsepflanzen in der Innenstadt, wenn man trotzdem einmal oder mehrmals über den Atlantik fliegt und im Winter Schnittblumen aus Kenia kauft (das gilt übrigens auch für Max-Havelaar-Blumen, die zwar ein wenig «sauber» sind, aber wie alle anderen ein Produkt aus Grossplantagen, mit Pestiziden behandelt, mit Flugzeugen hergebracht und nach einer Woche Müll). Wir sollten uns auch nicht davon täuschen lassen, dass die Luft manchmal bei uns sauberer ist als auch schon (ausser bei Feinstaublage im Winter und Ozonlage im Sommer, also recht häufig), denn die dreckigen Industrien haben wir einfach woanders hin verlagert; dass seltene Schmetterlinge wieder in der Stadt wohnen, verdanken wir unter anderem der Bepflanzung von Verkehrskreisel als Trittschneidbäume.

Die Crux ist, wir sind zu viele, wir wollen immer mehr und wir verbrauchen immer mehr, global, aber auch lokal und auch mit einem grünen Lebensstil. Den zu ändern ist in erster Linie eine persönliche Aufgabe, der sich jedeR selber stellen muss – falls er oder sie das denn möchte. Wir brauchen nicht mehr Initiativen, nicht mehr Aktivitäten, Konzepte, Organisationen, Appelle, Warnungen, sondern mehr Fragen, die wir an uns als Einzelmenschen richten müssen: nach unserer ganz persönlichen, sehr konkreten Wirkung auf die Umwelt bei jeder Handlung als konsumierende, produzierende, interagierende Menschen.

Aus solchen Fragen folgt zwingend eine Handlungsanweisung in Richtung individueller Reduktion von Konsum in allen Lebensbereichen, ohne Wenn und Aber. Das ist eine höchstpersönliche Entscheidung, die Wanderung auf dem schmalen Grat zwischen Askese (die kann schön sein, wenn sie bewusst, freiwillig und keine Selbstkasteiung ist) und Konsumzwang. Wir wissen,



was wirksam wäre: Kein Fleisch essen aus tier- und klimaschützerischen Gründen, keine Jobs annehmen, zu denen man weit fahren muss, allerhöchstens 40 m² Wohnfläche pro Person in Mehrfamilienbauten oder 20 m² in Einfamilienhäusern, keine Flugreisen und: viel, viel weniger von allem, wirklich allem, kaufen.

Ohne zu moralisieren, es geht nicht um Schuld, sondern um Verantwortung: Wer es verantworten kann, Fleisch zu essen, obwohl dadurch der CO₂-Ausstoss stark ansteigt (ausserdem schreien Schweine lauter

als Rüebl), soll es tun, auch wenn damit das Klima weiter den Bach runtergeht. Aber es ist eben nicht wahnsinnig konsequent und ganzheitlich gedacht, Fleisch zu essen und gleichzeitig ein Stück brasilianischen Regenwald zu kaufen, um ihn vor Abholzung zu bewahren und damit das Klima zu schützen (der Leiter des Projekts fliegt im Übrigen zweimal jährlich nach Brasilien, um es zu betreuen, das geht auch nicht ohne CO₂-Ausstoss ab). Erst recht nicht moralisieren sollten wir gegenüber der Dritten Welt, deren BewohnerInnen seit Ewigkeiten unsere Luxusgüter produzieren und jetzt auch mal

Auto fahren wollen. Vielleicht ist unser Planet nur zu retten durch eine Öko-Diktatur; oder aber wir üben uns in Selbstbeschränkung, was wiederum Nachdenken über die eigene Verantwortung bedingt. Der Green New Deal ist für eine solche Reflexion mit Sicherheit der falsche Ausgangspunkt.

Jan Suter, 1963, lebt in Basel. Nach viel politischem Aktivismus glaubt er nicht mehr an grosse Konzepte, sondern an die Selbstregulierungskraft der Welt und an das Leben als Spiel, in dem sich jedeR selbst ein Bei-Spiel suchen soll. Deshalb probiert er oft neue Berufe aus.
jand.suter@bluewin.ch

LEBEN

WAS KANN ICH TUN?

MARC BONANOMI. ICH KANN NUR MIT GROSSER ZURÜCKHALTUNG DAVON SCHREIBEN, WIE EIN LEBEN GEMÄSS DÉCROISSANCE SEIN SOLL, UND ZWAR AUS DEM EINFACHEN GRUNDE, DASS ES FÜR MICH ALS BALD 80-JÄHRIGEN VIEL EINFACHER IST ALS FÜR DIE JÜNGEREN GENERATIONEN, EIN LEBEN NACH DEN RATSCHLÄGEN DER DÉCROISSANCE ZU LEBEN.

Als ich Kind war, gab es all das nicht, was in den zehn Ratschlägen zu einem Leben ohne Wachstumswahn steht: Keine Autos, keine Flugreisen – ein Velo besaßen wenige Privilegierte. Es gab kein TV, kein Handy. Man kaufte die Lebensmittel zum grossen Teil bei den Bauern, es gab praktisch kein Fleisch: nur am Sonntag ein Stück, verteilt auf neun Kinder und zwei Eltern. Über Erdöl redete man nicht, es gab keine Ölheizungen. Auch die knallige Werbeindustrie gab es noch nicht. Ebenso wenig die Modeindustrie, jedenfalls nicht in der Welt von uns neun Kindern; wir trugen, was von den älteren Geschwistern übrig blieb, zehnmal geflickt.

Als ich dann grösser war und es mir hätte leisten können, war es zu spät für die Autoindustrie, mich noch autosüchtig machen zu können. Viel zu sehr war ich schon überzeugt vom Luxus eines Lebens ohne Auto, und nie hätte ich eine Velofahrt mit Lerchengesang und Blumengärten eintauschen wollen gegen das Eingesperrtsein in einem Käfig, mit nervösem Starren auf einen dahinschwindenden Asphaltstreifen. Auch die Fleischindustrie kam zu spät, viel zu sehr war mein Gaumen verwöhnt von allen Köstlichkeiten der vegetarischen Küche. Einzig einen Fernsehapparat hat uns die Werbung aufschwätzen können. Bis mich meine Frau Susanne einmal fragte: «Du, wann haben wir eigentlich das letzte Mal in diesen Kasten hineingeschaut?» Wir wussten es beide nicht, also: entsorgen! Jetzt leben wir schon jahrelang sehr gut ohne diesen Apparat, der Abend für Abend seinen knechtenden Werbemüll in die Stuben ergiesst.

Wieso ich über das einfache Leben heute schreibe: weil ich mir Sorgen mache wegen meiner zehn Grosskinder. Ich wünschte, dass auch sie in Frieden ein gutes Leben führen dürfen und, mit Freude am Leben, singen, tanzen und lachen können. Aber ihre Zukunft ist bedroht vom ökologischen Selbstmord, den die Bewohner dieses schönen Planeten gegenwärtig betreiben. Dagegen muss heute etwas geschehen! Damit auch für sie etwas übrig bleibt vom Reichtum dieser Erde.

Doch stellt sich die eine grosse Frage: Wie können wir den Menschen zeigen, wie wertvoll ein solch einfaches Leben ist?

Gehen wir mit gutem Beispiel voran! Zuerst müssen wir Leute der Décroissance-Bewegung konsequent danach leben. Und dann, vielleicht, bemerken Einzelne im Volk, dass diese Décroissance-Leute irgendwie anders sind. Statt in dunklen Zimmern einsam zu gamen und zu surfen, statt stundenlang grimmig und eingesperrt im Stau zu stehen, da lachen und tanzen und singen sie draussen. Und sie leben auch ohne Fleisch, Flugreisen und ähnliche Dinge mit einer genügsamen *joie de vivre* mit einer ansteckenden Freude am Leben selbst. Sicher, manche werden sagen: Die spinnen! Ohne Auto, ohne Fernseher – kurz: ohne Moderne – kann man sich doch nicht so sehr freuen! Andere, zu Beginn wenige, werden sagen: Dürfen wir mitfeiern?

Wir schlagen vor: Entdecken Sie das Glück des Gehens! Probieren Sie etwas Neues: Zum Beispiel beim Einkaufen. Nehmen Sie

sich einmal die Zeit, zu Fuss einkaufen zu gehen. Bleiben Sie stehen, wo Kinder spielen oder wenn Sie Bekannte treffen. Geniessen Sie! Sie werden sehen: Das Abschaffen Ihres Autos schenkt Ihnen einen grossen Zuwachs an kleinen Freuden, die den Unterschied machen.

Wir werden öffentlich: in der Presse und in Gesprächen mit Politikern. Wir weisen darauf hin, dass wir keine Atomkraftwerke und keine Öl- und Kohlekraftwerke brauchen. Wir wollen keine Rodung von Regenwäldern für die Anpflanzung von Soja für unsere Schweineträge.

Wir werden, früher oder später sowieso, mit weniger Energie leben müssen. Das wird einen Verzicht auf den heutigen Luxusstandard mit sich bringen, dafür einen Riesenzuwachs an Lebensqualität und -freude.

Marc Bonanomi ist Rentner. Er befasst sich seit Jahren als Vegetarier mit den Folgen des Fleischkonsums. Er ist verheiratet mit Susanne Bonanomi und lebt in Zollikofen.



Susanne und Marc Bonanomi